



15. März 2018

## Wen soll man mögen?

Grusswort von Regierungsrätin Jacqueline Fehr anlässlich der Filmtage «Yesh! Neues aus der jüdischen Filmwelt»

Sehr geehrter Michel Rappaport  
Sehr geehrter Arthur Plotke  
Geschätzte Monika Schärer  
Liebe Freundinnen und Freunde der Filmkultur

«Ein grossartiger Film – aber wen sollen wir darin mögen?» fragte ein Kritiker zum Film Antenna.

Antenna ist eine turbulente Geschichte rund um einen querulatorisch angehauchten Protagonisten. Überhaupt ist Antenna gekennzeichnet durch Charaktere, die nicht gerade dadurch bestechen, leise zu treten und sich zurückzunehmen.

Doch wer tut das schon in Israel, im Land des Balangans und der Chuzpe?

Antenna ist ein Film, in dem es schwierig ist auszumachen, wen wir *gut* und *sympathisch* finden und wer einfach nur anstrengend ist. Es menschtelt sehr in Antenna, und dabei wird uns allen auf die eine oder andere Art ein Spiegel vorgehalten.

«Wen soll man mögen»?

Vermutlich ein Stück weit alle – und zwar für das, was sie als Menschen ausmacht – ungeachtet ihres Geschlechts, ihrer Religion, ihrem Alter, ihrer Herkunft und ihrer Überzeugung.

Und auch die, die sich sehr häufig daneben verhalten, sollten wir ein Stück weit mögen. Selbst dann, wenn jemand die Grenzen so weit überschreitet, dass wir mit dem Strafgesetz reagieren, sind wir angehalten, nach dem Guten im Menschen zu suchen. Selbst wenn uns das beim einen oder anderen sehr schwer fallen mag.

Es besteht kein Zweifel: Persönlichkeitsanteile, die zu Gewalt und Normverletzung führen, müssen wir deutlich ablehnen. Und selbstverständlich gilt es, schwere Delikte konsequent zu ahnden. Es ist aber unklug, Personen als Ganzes auszugrenzen, uns das «Mögen» zu verbieten, sie aus unserem Leben zu verbannen und aus den Augen zu verlieren.

Als Justizministerin bin ich täglich mit den Herausforderungen im Umgang mit äusserst schwierigen Personen konfrontiert. Ablehnung und Ausgrenzung verunmöglichen eine Entwicklung und letztlich eine Resozialisierung.



Selbstredend fordern wir von den Kriminellen, dass sie sich ändern sollen und keine Gesetze mehr brechen sollen. Aber auch wir sind gefordert, ein Stück weit auf die schwierigen Zeitgenossen zuzugehen.

«Es ist verboten, schwer zu befrieden zu sein. Stattdessen muss man schnell vergeben», gab Maimonides zu bedenken. Diese Weisheit war vermutlich nicht nur als moralischer Imperativ gemeint, sondern als kluge Anleitung für eine soziale Ordnung. Es ist nicht einfach, die Querschläger und Übeltäter wieder in unsere Gemeinschaft aufzunehmen.

Teilweise mag es naiv klingen, wenn man dazu aufruft, ehemaligen Strafgefangenen eine neue Chance zu geben. Und für manch einen klingt die Forderung, den Ex-Knasti als Nachbarn zu akzeptieren nach einer Utopie.

Aber es ist eine Realität.

400 mal pro Jahr öffnet sich im Kanton Zürich eine Gefängnistüre. Da lohnt es sich schon, zu überlegen, wen man lieber als künftigen Nachbarn hätte: Jenen Mann, der im Strafvollzug mies und abwertend behandelt wurde oder doch lieber denjenigen, dem die Aufseher mit Respekt begegnen, dem man Bildungsangebote macht und mit Therapien hilft, sich aufs deliktfreie künftige Leben in Freiheit vorzubereiten.

Besorgniserregend an der heutigen Zeit ist, dass ich mit dieser Haltung in weiten, auch aufgeklärten liberalen Kreisen sarkastisch als «Gutmensch» betitelt werde.

Mal abgesehen von der Frage, was ein Mensch sonst sein soll ausser gut, spricht es Bände, dass ein solcher Begriff heute für jene steht, die sich fürs sogenannt Gute in den Wind stellen. Die Bezeichnung demaskiert zwar weniger die Bezeichneten als vielmehr ihre Widersacher.

Aber wenn wir hinter die Welt der Begriffe schauen, müssen die Alarmglocken läuten. Angegriffen werden damit Menschen

- die sich konsequent für Menschenrechte und einen unbestechlichen Rechtsstaat einsetzen,
- die auch bereits im Kleinen gegen Rassismus und Antisemitismus ankämpfen,
- die die Würde und Selbstachtung allen Menschen zugestehen,
- die faire Verfahren und ein rechtmässiges Handeln der staatlichen Macht auch gegenüber jenen einfordern, die diese Prinzipien ihrerseits mit Füßen getreten haben.

Wenn wir nach Polen, Ungarn oder die Türkei schauen, muss Europa die Stirn in Sorgenfalten legen. Und wenn wir den Blick übers grosse Meer nach den USA lenken, stellen sich aufgeklärten Menschen die Nackenhaare.

Überall ist das Muster dasselbe: Die machtbeschränkenden Elemente wie eigenständige Parlamentsmitglieder oder Gerichte oder Medien werden öffentlich desavouiert, angegriffen, lächerlich gemacht oder gar aus dem Weg geräumt. Dies mit dem Ziel, die exekutive Macht des innersten Zirkels zu mehren.

Es geht um Geld, es geht um den Eintrag in die Geschichtsbücher – und es geht leider auch immer ums Ego.



Die narzisstischen Anteile an diesen Persönlichkeiten sind offenkundig überdurchschnittlich.

Doch trotz düsteren Wolken am weltpolitischen Horizont: Ein bisschen Utopie darf sein. Ja, sie muss sein, wenn ich mich auf einen anderen linken Politiker beziehe: «Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist». Diese Weisheit wird niemandem anderem als David Ben Gurion zugeschrieben, dem ein filmisches Portrait am diesjährigen Festival gewidmet ist.

Als Religionsministerin muss ich von Berufs wegen an Wunder glauben. Und als Ministerin für Justiz und Inneres darf ich sie auch einfordern.

Das kleine Wunder von Toleranz und Inklusion.

Toleranz gegenüber den unterschiedlichen Religionen in unserem Kanton, und Inklusion von möglichst allen, selbst dann, wenn sie einmal eine Belastung für Einzelne und die Gemeinschaft dargestellt haben. Wie wir hier in unserem Kanton den religiösen Frieden leben, ist beeindruckend. Und wie wir Jahr für Jahr rund 30'000 Menschen aus anderen Ländern integrieren, das ist eine grosse Leistung.

Sie wird erbracht von den Menschen im Alltag, in der Schule, am Arbeitsplatz, im Kirchenchor, im Sportverein. Sie wird aber auch erbracht dank kultureller Auseinandersetzung mit unserem Dasein und unserem Wirken.

Wie es uns beispielsweise dieses tolle Festival ermöglicht.

Orientieren wir uns deshalb an der Weisheit von Ben Gurion: So ist so vieles möglich – auch kleinere und grössere Wunder werden zur Realität.

Vielleicht ist der grosse Erfolg von Yesh auch ein kleines Wunder, das durch ein enormes Engagement kulturbegeisterter Zürcherinnen und Zürcher zustande gekommen ist.

In der jüdischen Liturgie wird das Wunder unter anderem zu Chanukah, dem Lichterfest im Dezember, zelebriert. Chanukah erinnert daran, dass der Tempel während des Makkabäer-Aufstandes während acht Tagen mit einer Menge Öl beleuchtet wurde, die normalerweise für einen Tag reichen sollte.

Als Kulturministerin wünsche ich mir nun in Analogie an dieses Wunder, dass der Erfolg von Yesh entsprechend vervielfältigt wird und wir zahlreiche weitere Filmfeste mit unterschiedlichsten Hintergründen feiern dürfen.

Ihnen, liebe Gäste, wünsche ich einen anregenden und kurzweiligen Abend mit Antenna. Ich bin natürlich ganz gespannt darauf, welche der Charaktere wir am Ende des Abends am meisten mögen werden.